

Nicht von dieser Welt

Vor genau einem Jahr zog der Zyklon Nargis über die Südküste Birmas. Jetzt hofft das ganze Land wieder auf Touristen

von Cornelia Tomerius



Zweifel sind angebracht. War es tatsächlich ein schnödes Flugzeug, das uns hierher brachte? Kein Raumschiff, kein weißes Kaninchen, kein grinsender Glücksdrache mit wehenden Schlappohren? Dieser Ort scheint nicht von dieser Welt. Wäre er es – man hätte von ihm gehört. Dann stünde er auf der Welterbe-Liste der Unesco. Bei der jüngsten Kür der neuen Weltwunder wäre er garantiert in die engere Wahl gekommen. Weit gereiste Freunde hätten begeistert Bilder von hier gezeigt. Doch nichts dergleichen.

Pagan, Stadt der Pagoden mitten in Birma. Zweitausend oder mehr sollen es noch sein, alle um die tausend Jahre alt. Stellt man sich hier mitten auf ein Feld, dreht sich mit geschlossenen Augen und ausgestrecktem Arm um die eigene Achse und hält irgendwann unwillkürlich an, weist der Zeigefinger garantiert auf eine heilige Stätte: einen Tempel vielleicht oder eine Stupa, mit Goldspitze oder ohne, nur mannsgrößer oder 60 Meter hoch. Mehr als 4000 Pagoden sollen es einmal gewesen sein. Alle einst von frommen Buddhisten in den staubigen Sand gesetzt, in der Hoffnung die Investition zahle sich später einmal aus: als Ticket ins Nirwana. Eine zu Stein erstarrte Sehnsucht nach Erlösung ist dieser Ort. Unwirklich, erdenfern, fantastisch.

Der Zyklon Nargis hat dem Unaussprechlichen einen Namen gegeben

„Früher haben zwischen den Tempeln noch Menschen gewohnt“, erzählt der Kutscher, der uns im Einspanner durch den Pagodenpark fährt. Auch seine Familie hatte hier ihr Haus. Doch 1990 wurden die Bewohner an den Stadtrand verdrängt. Verwaist und verlassen stehen die Pagoden nun in der Landschaft. Manchmal sieht man eine Ziegenherde zwischen den Ziegelbauten. Manchmal ein paar jugendliche Ballspieler, die typischen Wickelröcke – Longhis – so hoch um die Beine gebunden, dass sie an überdimensionierte Windeln erinnern. Und manchmal sieht man auch ein paar Touristen. Wenige sind es. Lange nicht so viele, wie an einem solchen Ort zu erwarten wären. Woran das liegt, wollen wir vom Kutscher wissen. Der schnalzt mit der Zunge Richtung Pferdeohr, woraufhin das Tier ruckartig anzieht. Dann sagt er: „Es liegt an Nargis.“

Nargis. Er hätte auch Voldemort sagen können. Saruman. Oder Sauron. Den Namen irgendeines bösen Zauberers, der in erdachten Welten Angst und Schrecken verbreitet. Es wäre ähnlich im Tonfall, ähnlich in der Wirkung: Nargis ist der Name des Zyklons, der genau vor einem Jahr in der Nacht vom 2. auf den 3. Mai mit 130 bis 215 km/h auf den Süden Birmas zuraste, eine drei Meter hohe Sturmflut 40 Kilometer vor sich her jagte – und weit mehr als 100 000 Menschen das Leben und über zwei Millionen das Obdach nahm.

Nargis wütete im Flussdelta des Irrawaddy und in Rangun, rund 600 Kilometer südlich von Bagan. Die Tempelstadt nahm trotzdem Schaden. Weil Birmas Regierung, nur wenige Monate nachdem sie den friedlichen Aufstand der Mönche in Rangun blutig niedergeschlagen hatte, die Weltöffentlichkeit erneut schockierte: Sie verweigerte internationale Hilfe und ließ ihr Volk hungern

und leiden. Auf der touristischen Landkarte verblasste das seit Jahrzehnten von der internationalen Gemeinschaft sanktionierte, von der Unesco ignorierte und seit der Machtübernahme der Junta im Jahr 1962 völlig abgeschottete und isolierte Land daraufhin immer mehr. Der Zyklon ist daran zwar nicht Schuld, aber in einem Staat, in dem man schon für viele Jahre im Gefängnis landet, nur weil man die Regierung vorsichtig kritisiert, spricht man eher über Natur- denn Staatsgewalten. Und so hat der Zyklon dem Unaussprechlichen, der Willkür eines menschenverachtenden Regimes, einen Namen gegeben: Nargis.

Zehn Tonnen Gold auf 100 Meter

Kyaw Htet weiß sehr wohl um den Zusammenhang von Imageschaden und Tourismusflaute. Der Chef der Reiseagentur Golden Land Travel thront auf einem weichen Sofa in seinem Büro in Rangun. Im Fenster hinter ihm gruppieren sich die Dächer der einstigen Hauptstadt zu einer Art Skyline und neben ihm ein Dutzend lächelnder Schönheiten zu seinem Mitarbeiterstab. Unweigerlich muss man an einen dieser birmanischen Könige denken. Der Vorgänger des letzten, der 1885 von den Briten ins Exil geschickt wurde, soll seine unzähligen Konkubinen sogar nach einem eigens ausgearbeiteten Zeitplan besucht haben.

Der Agenturchef hat auch Besuchspläne vor sich. Es sind die Zahlen der Ausländer, die nach Birma kamen. Waren es früher etwa 600 000 pro Jahr, sind es seit der blutigen Niederschlagung des Mönchsaufstands im September 2007 und nach Nargis im Mai 2008 nur noch rund 200 000. „Die Ausländer glauben, dass sie mit den Devisen, die sie ins Land bringen, einzig die Regierung unterstützen, nicht die Menschen“, sagt Kyaw Htet. Doch die Einnahmen aus dem Tourismus, so versucht er klar zu machen, seien für die Junta gar nicht so wichtig. Mehr Geld brächten Baubranche und Bodenschätze. Blieben die Touristen weg, so wie jetzt, litten vor allem die kleinen Leute vor Ort, die vom Tourismus lebten. Allein in Pagan sind das 90 Prozent der Bevölkerung.

Einen Dollar, ein Drittel des Tageslohns eines Arbeiters, möchte der Mann auf der Plattform der Shwedagon-Pagode für eine kleine Erläuterung der berühmten Maha Gandha Glocke. Den Blick auf die rund 100 Meter hohe Stupa, die fast zehn Tonnen Gold verzieren, gibt es gratis. Ebenso den Sonnenuntergang, der das faszinierende Bauwerk samt seiner frommen Besucher in ein unwirkliches Licht taucht. Auf dem noch warmen Marmor beten kahlgeschorene Mönche in Richtung Stupa, die – so sagt man – acht Haare von Buddha in sich birgt. Die Shwedagon-Pagode in Yangon ist Pilgerziel von Buddhisten aus aller Welt, das Symbol des Landes, eine Attraktion für Touristen. Doch einmalig ist sie nicht: In der neuen Hauptstadt Naypyidaw haben sich die Militärs eine Kopie davon gemacht.

Für Touristen ist die Hauptstadt, die die Militärs angeblich nach Konsultation eines Wahrsagers und aus Angst vor einer Invasion der Amerikaner vor wenigen Jahren irgendwo ins Hinterland gesetzt haben, nicht zugänglich. Doch der Abt Saing Ti Ta Lan Kara aus Maw Hyun im Irrawaddy-Delta war da. Auf seinem Fächer, der ebenso bordeauxrot ist wie sein Mönchsgewand, stehen Name und Datum der Einweihung der Pagode. Es ist eine Art Werbebeschenk der Regierung. Damit fächert

Service

Namenskunde

Der offizielle Name des Landes lautet Myanmar. Birma, oder englisch: Burma, hieß es unter der Kolonialherrschaft der Briten. Die Militärregierung änderte 1989 den Namen wieder in Myanmar.

Anreise

Flug über Bangkok nach Rangun (Yangon), etwa mit Thai Airways. Für längere Strecken ins Inland – etwa zwischen Rangun und Pagan (Bagan) – empfehlen sich ebenfalls Flüge, zum Beispiel mit Yangon Airways.

Delta

Das Delta des Irrawaddy kann nur mit einem einheimischen Führer bereist werden, zudem braucht man spezielle Genehmigungen. Hierbei helfen Agenturen wie etwa Golden Land Travel: www.goldenland-travel.com

Helfen

Die Studiosus Foundation unterstützt Projekte in Birma, unter anderem auch im Delta. www.studiosus-foundation.org

Pauschalreisen

Am unkompliziertesten bereist man das Land mit einem Veranstalter. So bietet etwa Studiosus eine große Birmareise ab 17 Tage (ab 3170 Euro). Auch Gebeco, Expedia und andere Veranstalter führen durch Birma. www.studiosus.com
www.gebeco.de
www.expedia.de



Pagodenspark in Pagan: über 2 000 buddhistische Bauten auf vierzig Quadratkilometern.

STUDIOSUS REISEN MÜNCHEN

Liegender Buddha in der Chauk Htat Gyi-Pagode in Rangun: 72 Meter lang ist die die Figur.

Unterwegs im Delta, der Reiskammer des Landes. Hier wütete vor einem Jahr der Zyklon Nargis.

Rückkehr zum Alltag und seinen Festen: Tanz und Musik auf den Flusssarmen des Irrawaddy.

RAUFELD/C. TOMERIUS (3)



er sich Luft zu, als er die heiklen Fragen der Besucher aus dem Westen beantwortet, die auf ihrer Reise ins Delta natürlich auch erfahren wollen, wie das damals war: mit der Hilfe für die Nargis-Opfer.

Er erzählt, dass er sofort das Kloster geöffnet habe und Schlafplätze, Mahlzeiten, Ärzte und Meditationsräume zur Verfügung stellte. Wie so oft in Birma, wo es in erster Linie die Klöster sind, die für Schulen und Kliniken sorgen, übernahmen die Mönche auch hier wieder Aufgaben, für die eigentlich die Regierung verantwortlich ist. „Jeder trägt Verantwortung“, sagt der Mönch dazu, „manche tragen sie vor sich her wie ein Paket vor dem Bauch. Andere hinten auf den Schultern.“ Ausweichend und in Bildern spricht der Abt über dieses Thema. „Wenn ein tollwütiger Hund auf dich zukommt,“ so sagt er auch, „überlegst du nicht erst, in welche Richtung du laufen musst, sondern rennst einfach.“

Wir sind in einem kleinen Dorf mitten im Delta, sind mit dem Boot durch eine Flusslandschaft heraufgefahren, der man die Spuren des Zyklons nicht mehr ansieht. Alles grünt. Die Hütten sind wieder hergerichtet, die Dächer weitestgehend geflickt. Jetzt säumen lange, schlanke Palmen unseren Weg, hochhaushoch ragen sie über unsere Köpfe. Wie nur haben sie den Sturm überlebt? Weil sie biegsam und flexibel sind, nicht hart und verholzt wie andere Arten, deren kolossale Kadaver wir vielerorts schon gesehen haben. Auch wieder so ein Bild, wenn man will.

Auf menschliches Maß geschrumpft

Am Nachmittag sprechen wir mit einer Familie am Straßenrand. Ihre Hütte ist neu, die alte hat Nargis ihnen genommen. Auf die Straße sind sie in jener Nacht geflüchtet, erzählen sie uns, hatten sich auf den Asphalt gehockt, Palmenwedel als mageren Schutz über die Köpfe gehalten. „Wir dachten, wir sterben“, sagt der Mann leise und seine Frau, das jüngste von sechs Kindern auf dem Arm, nickt nachdenklich. An den Händen hatten sie sich gehalten, damit keiner verloren geht – und weil man „zusammen sterben wollte“. Doch die Familie hatte Glück, alle haben überlebt. 15 andere im Dorf haben es nicht. Jetzt sei das Leben schwerer geworden, die Arbeit knapp, die Angst vor einem neuen Zyklon groß.

Tourismus ist hier im Delta – bei aller weitläufigen Schönheit der Flussregion – bisher kaum ein Thema, die Infrastruktur dafür ist schlecht, Reisende brauchen einen einheimischen Führer an ihrer Seite. Dennoch scheint unsere Anwesenheit den Menschen hier Hoffnung zu geben. Freundlich, neugierig und interessiert begegnen sie den Fremden. Uns geht durch den Kopf, was uns in diesem Land oft gesagt wurde: wie wichtig es für die Menschen hier ist, wenn Ausländer herkommen. Dass sie das Gefühl brauchen, nicht allein gelassen und vergessen zu werden.

600 Kilometer weiter nördlich, im Ananda-Tempel in Pagan, schaut Kassapa gen Süden. Steht man direkt unter der zehn Meter hohen vergoldeten Statue des Jüngers Buddhas, blickt dieser ernst, fast finster in die Ferne. Geht der Betrachter nur ein paar Schritte zurück, verwandelt sich der Gesichtsausdruck in ein Lächeln. Mit diesem Land, so scheint es, ist es andersherum. Aus der Ferne wirkt es grimmig, verschlossen, unbarmherzig. Von Nahem nimmt man die Freundlichkeit wahr, die Güte und Hoffnung: Und alles Gewaltige und Einschüchternde schrumpft auf ein menschliches Maß.